Gedichte

von

Ina Seidel

Egon Fleischel & Co Berlin


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG



Gedichte

Zweite Auflage

Von Ina Seidel ist im gleichen Verlage erschienen:

Gedichte

Neben der Trommel her
Gedichte

Weltinnigkeit
Neue Gedichte

Gedichte

von

Ina Seidel



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1919

Besuch beim Schnatermann

Ich kam von meinem Wege ab,
Weil es so nebeldunstig war.
Der Wald war feuchtkalt wie ein Grab
Und Finger griffen in mein Haar.
Ein Vogel rief so hoch und hohl,
Wie wenn ein Kind im Schlummer klagt —
Und ich stand still und wußte wohl,
Was man von diesem Walde sagt ...

Dann setz ich wieder Bein vor Bein
Und komme so gemach vom Fleck
Und quutsch im grauen Abendschein
Still vorwärts durch Morast und Dreck.
Es nebelte, es nieselte,
Es roch nach Schlamm verfault und naß.
Es raschelte und rieselte
Und kroch und sprang im langen Gras.

Auf einmal, eh ich's mich versehn,
Bin ich am Strom, im Wasser schier.
Am Rand bleib ich erschrocken stehn,
Fast netzt die Flut die Sohle mir.
Das Röhricht zieht sich bis zum Tann
Und wiegt und wogt, soweit man blickt,
Und flüstert böse ab und an,
Wenn es im feuchten Windhauch nickt.

Da saß ein Kerl, — weiß Gott, mein Herz
Stand still, als ich ihn sitzen sah!
Ich sah ihn nur von hinterwärts
Und er saß klein und ruhig da,
Saß in der Nebeldämmerung,
Die Angelrute ausgestreckt,
Als ob ein toter Weidenstrunk
Den dürren Ast gespenstisch reckt.

„He, Alter," ruf ich, „beißt es gut?"
Und sieh, der Baumstamm dreht sich um
Und wackelt mit dem runden Hut
Und grinst mit spitzen Zähnen stumm.
Und spricht, — doch nicht nach Landesart,
Wie Entenschnattern schnell und breit
Klingt's aus dem algengrünen Bart:
„Wenn's regnet, hab ich gute Zeit."

„So scheint es," sag ich, und ich schau
In seinen Bottich neben ihm,
Da wimmelt's blank und silbergrau
Und müht sich mit zerfetztem Kiem'.
Aale, die Flossen zart wie Flaum,
Glotzaugig Karpfen, — mittendrin,
Ich traue meinen Augen kaum, —
Wälzt eine Natter sich darin.

„Ein seltnes Fischlein, Alter, traun!"
Da springt er froschbehend empor:

„Die Knorpel sind so gut zu kaun!“
Schnattert er listig mir ins Ohr.
„Gewiß seid Ihr zur Nacht mein Gast,
Wo wollt Ihr heute auch noch hin?!
Nur zu, den Bottich angefaßt!
Genug ist für uns beide drin.“

Und richtig watschelt er vorauf,
Patsch, patsch, am Uferrand entlang.
Und wie im Traume heb ich auf
Und schleppe hinterdrein den Fang.
Und krieche durch den Weidenhag,
Der eng den Rasenhang umschmiegt,
Wo, tief verborgen selbst am Tag,
Die schilfgebaute Hütte liegt.

Da drinnen ist nicht Stuhl, nicht Tisch,
Der Alte sitzt am Boden platt,
Es riecht nach Aas und totem Fisch,
Ich werd vom bloßen Atmen satt.
Er aber greift frisch in den Topf
Und frißt die Fische kalt und roh,
Packt sie beim Schwanz, beißt ab den Kopf
Und knirscht und schmatzt im Dunklen froh.

„Ihr eßt ja nicht, das ist nicht recht!“
Die Schwimmhand klatscht mich fett aufs Knie.
„Ihr seid vom trockenen Geschlecht,
Ich weiß, d i e Kerle essen nie.

Ihr seid bekümmert, sprecht doch aus,
Womit ich Euch erfreuen kann?"
„Ja," klappre ich, „ich will nach Haus
Aus dem verfluchten Schnatermann!"

Da hebt der Kerl ein Lachen an,
Es klang nicht gut, mir wurde kalt.
„Was wißt denn Ihr vom Schnatermann?"
„Ja," sag ich stur, „so heißt der Wald!"
„So heißt der Wald?" Nun geht es los.
Er grinst mich grün und phosphorn an:
„Du dürrer Narr, was weißt du bloß
Vom Schnater-Schnater-Schnatermann?"

Und schnater, schnater, klitsch und klatsch,
Der Regen peitscht mir ins Gesicht.
Quatsch durch den Sumpf, hoch spritzt der Matsch,
Ein Stiefel fehlt, — ich acht es nicht.
Und schnater, schnater um mich her,
Und Enten-, Unken-, Froschgetön,
Möwengelächter gell und leer
Und tief ein dunkles Windgestöhn . . .

Am andern Tag saß ich allein
Nicht weit vom prasselnden Kamin
Und ließ von heißem Reisbranntwein
Mir wohlig meinen Leib durchziehn.

Wie golden war der Trank und klar,
Wie edel war sein starker Duft!
Ich blickte nach dem Wald — es war
Noch s e h r viel Regen in der Luft. —

ꝏ

Genius

Der Menschenfresser

„Komm, ich brauche neue Speise!“
Sprach der Meister dann und wann.
Er war alt und er war weise
Und er fing es listig an.
Lieblich über alle Maßen
Stimmte er sein Saitenspiel,
Und wir gingen durch die Straßen, —
Doch er sagte mir kein Ziel.

Plätze gab es immer wieder,
Wo der Schatten lockend stand,
Und da ließ er sich dann nieder,
Bettlerhaft war sein Gewand,
Wie ein schäumendes Gewässer
Bäuchlings rollte ihm der Bart,
Und er war ein Menschenfresser, —
Aber von besondrer Art.

Seines Hungers Qual zu enden
Zog er nun das Volk heran,
Mit den sanften Greisenhänden
Rührte er die Saiten an.

O, wie kamen sie gelaufen!
Wie ein Wall um ihn herum
Standen sie in hellen Haufen, —
Wunder, Wunder! — dumm und stumm!

Wunder, Wunder, — neue Lieder!
Doch der Schwarm verlief sich bald,
Und wer blieb, der ließ sich nieder
Und ergab sich der Gewalt.
Sieh, er sang mit rauher Kehle,
Leise, wie von ungefähr:
„Deine Seele, — deine Seele . . .“
Da erzitterten sie sehr.

Denn ihm halfen alle Geister,
Tiefster Zauber war ihm kund,
Vor dem alten Hexenmeister
Redete der stummste Mund,
Und sie sagten ihre Schmerzen,
Weil sein Spiel so mächtig war,
Weil sie glaubten, ihre Herzen
Wären doch ihm offenbar.

Ja, sie gaben, was sie hatten,
Ihrer Seelen dunkle Kraft, —
Nährten, tränkten ihn, den Matten,
Froh mit ihres Herzbluts Saft.

Und er trank des Jünglings Qualen,
Trank des Mädchens keuschen Traum,
Jugendglut aus vollen Schalen
Schlürfte er wie Rebenschaum.

Wenn der fernen Sterne Funken
Blitzten durch die Dämmerung,
Tief gesättigt, zaubertrunken
Schritt er heimwärts, stark und jung.
Triumphierend, daß es besser
Leben, als zu sterben sei! —
Ja, er war ein Menschenfresser! —
Und er wurde alt dabei.

Die Undankbaren

Manchmal ist er ganz verschollen
Und dann schmähen sie ihn sehr.
Alle, die was von ihm wollen,
Finden seine Hütte leer,
Stürzen jede hohle Flasche:
Blieb ein Tropfen noch zurück?
Kratzen in der kalten Asche
Ohne sonderliches Glück.

Ach, dann ist er bald vergessen
Und die Hütte steht verwaist,
Und sie betteln unterdessen,
Wo der Geist sie betteln heißt.
Bis man eines Abends wieder
Sieht der Lampe goldnen Schein:
Ruchlos glücklich, treu und bieder
Stellt sich das Gesindel ein.

„Seid ihr da, ihr meine Kinder!
Ja, ich habe euch entbehrt.
Und ich weiß, ihr habt nicht minder
Euer Herz mit Salz genährt!“
Und dann humpelt er geschäftig,
Bläst die Glut an, deckt den Tisch,
An dem Fasse zapft er kräftig,
Und es duftet zauberisch.

Freundlich lassen sie sich atzen,
Während er vom Monde spricht.
Sitzen, glucksen, schlingen, schmatzen:
Hunger ist der Jugend Pflicht!
Doch e r hebt in stummer Feier
Seinen Kelch zum Licht empor
Und lockt blaue Nebelschleier
Aus dem schön beschlag'nen Rohr.

„Ja, ich bin weit weggewesen,“
Spricht er träumerisch und nickt,

„Bei den Hindus und Chinesen
Hat man diesen Bart erblickt,
Pries man diese weißen Haare,
Füllte diese welke Hand,
Als ich sprach: Lebt wohl, ich fahre
Nun gen Abend in mein Land!

„Da sind starrende Gewänder,
Pantherfell und Bambusrohr,
Und da sind bestickte Bänder, —
Schmetterling und bunter Flor, —
Und hier ist der Regenbogen,
Ach, die sieben Farben ganz
Hingetropft und aufgesogen,
Von der kühlen Steine Glanz.

„Perlen aus dem heißen Meere,
Dessen Blau die Seele stillt,
Grause Waffen brauner Heere,
Teufelsmasken frech und wild . . .
Nun, was steht ihr ohne Töne,
Starrt den fremden Jahrmarkt an?
Nehmt und teilt euch, meine Söhne, —
Denn ich bin ein alter Mann.“ —

Sind das wohlerzog'ne Gäste?
Ei, ist das noch Lebensart?
Rauft man sich gar um das Beste?
Und er streichelt seinen Bart,

Er entläßt die lieben Schreier,
Durch die Mondnacht tobt ihr Zank.
Aber eben, — junge Geier, —
Nun, — die *singen* nicht zum Dank!

Das wilde Mädel

Die dunkelen Wälder in Afrika heulen
Voll niemals gejagtem und edlem Getier.
Die Wildvölker fratzen mit Pfeilen und Keulen
Vor heimlichen Schätzen und Götzen der Gier. —
Ach könnt ich nur fahren, die Lande durchreiten,
In klirrenden Heerscharen brausen und streiten!
Das Herz tut mir weh! —

Und kann ich die Welt nicht im Sturme durch-
fliegen,
Das Meer nicht durchjagen, nicht rasen und siegen —
Ich will einmal sieben Jungens kriegen!
Die können das alles
Und mehr noch, juchhe!

Ha, wie ich sie liebe, die sieben Gesellen,
Die weiche, die nestwarme unflügge Brut!
Doch in ihrem Herzen, da pochen die Quellen,
Bedrängt sie mein heißes, mein sehnliches Blut.
Sie taumeln vom Nestrand, Gekreisch und Geflatter,
Und endlich der Schwingen gestähltes Geknatter:
O selige Welt! —

Vielleicht aber kriechen aus Wiege und Windel
Mir Schelme und Strolche und Lumpengesindel,

Hat nie einer Arbeit, hat nie einer Geld . . .
Dann werd ich die uralte Räubermutter,
(Im Wald, in der Höhle die Räubermutter!)
Und hocke am Feuer und koch ihnen Futter
Sind doch sieben Kerle!
Weil's mir so gefällt!

Abend auf dem Großstadtfriedhof

Am Abend, wenn es dämmert,
Die Glocke tönt, die Glocke gellt,
Die Glocke hetzt uud hämmert:
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein sein! —

Es löst sich aus den Gräberreih'n,
Streicht zärtlich über kalten Stein,
Das liebe Leben flüstert sacht:
„Du lieber Tod, nun gute Nacht!“
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein sein.

Verlassne Liebe geht voran.
Eng lehnt die Frau sich an den Mann, —
O, schweres Herz, o, schwerer Schritt,
Kein Füßchen tanzt zur Seite mit . . .

Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein sein!

Müd und gebückt auf seinen Stab
Das Alter schleicht von Grab zu Grab:
„Was treibst du heut uns noch hinaus,
Sind morgen doch bei dir zuhaus!“
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein sein!

Du offnes Tor, wer schließt dich zu?
Der hagre Torwart lehnt in Ruh,
Blickt jedem in das Angesicht,
Und wen er sah, vergißt er nicht.
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein sein!

Und draußen schleift des Lebens Tanz,
Ein neues Lied, ein frischer Kranz,

Wer weiß, vielleicht ein junges Glück, —
Das Tor fällt zu, — wer lauscht zurück?
Die Toten wollen
Allein sein . . .

Das Erlebnis des Edelknaben

Ein Bruchstück

. . . Der Alte hockt im Turme wie begraben,
Ihm ging der Takt der Stunden längst verloren, —
Sie sagten mir, er hätte einen Raben
Und einen Hund mit spitzen Ziegenohren.
Der Rabe schliefe tags, die Augen starrten
Ihm bläßlich, halbgeöffnet durch die Lider,
Weil sie wie Wächter auf den Abend harrten, —
Dann flög er aus mit schattendem Gefieder.

Den Köter leidet's nicht im Turmgemache,
Der trabt durchs Schloß auf krallenlosen Sohlen,
Vor dem Bankettsaal steht er heimlich Wache,
Legt zu des Königs Füßen sich verstohlen,
Fletscht seine Zähne, giftig wie ein Drache,
In seinen Augen lauern grüne Flammen . . .
Die drei Gesellen aus dem Turmgemache,
Greis, Hund und Raben, sah man nie zusammen.

Jüngst in der Dämmerung sah ich den Alten
Zum Strande hinken, vom Nordost umschnoben,
Straff wölbten sich des Mantels bunte Falten,
Sein Bart ward wie ein Fahnentuch gehoben.
Die Neugier saß in mir wie fressend Feuer,
So günstig hatte ich's noch nie getroffen:

Ich schlich hinauf, hintastend am Gemäuer,
Erschauernd stand ich still, — die Tür war offen.

Die Luft roch warm und süß. Die Ampel brannte.
Mit schweren Füßen stand ich auf der Schwelle.
Was weiß ich von dem Zauber, der mich bannte?
Ich wollte fliehn und kam nicht von der Stelle,
Ich wollte schrein, gelähmt war meine Kehle,
Ich keuchte qualvoll, wie vom Alp besessen.
Ach, wem befahl ich meine arme Seele?
Der Namen heiligste hatt ich vergessen.

Ich sah, im Rauchfang hing ein toter Igel,
Seltsam Geräte lehnte an den Wänden,
Über dem Dreifuß brodelte ein Tiegel,
Den Blasbalg rührten unsichtbare Hände.
Mitunter pfiff er höllisch, und dann schlüpften
Aus ihren Gläsern böse Spinnendinger,
Die ganz verteufelt kicherten und hüpften
Und winkten mit verrenktem Kolbenfinger.

Ein spiegelnd Kleinod auf azurner Decke,
Ein Ding, gleich einem wasserhellen Balle,
Lag sanft erstrahlend in der einen Ecke.
Wie Balsam floß das Licht aus dem Kristalle
In meine armen, ganz verstörten Augen.
O, blauer Glanz, gefangnes Zauberfeuer!
Als wollt ich es in Hirn und Herz mir saugen,
Starrt ich hinein, und alles schien geheuer.

Und ich vergaß das Wundern, und ich spürte
Mein Blut melodisch auf und nieder steigen,
Ich war die Harfe, die ein Meister rührte,
Ich webte klingend mit im Weltenreigen,
Ich war nicht ich, — ich war in allen Dingen,
Ins Herz des Lebens sausend hingerissen,
Allgegenwart trug mich auf breiten Schwingen,
Und ohne Grenzen war mein Schaun und Wissen.

Ein Schatten vor dem Fenster, — Scheibenklirren.
Ich taumelte, — weh mir, nun kam der Rabe!
Und eine Stimme krächzt durchs Flügelschwirren:
„Macht der Kristall dich trunken, armer Knabe?“
War das der Rabe? Nein, da stand der Alte
Gebückt am Herd und schürte seine Kohlen,
Sodaß der Tiegel zischend überwallte, —
Sah mich nicht an und grinste doch verstohlen.

Sah mich nicht an und grinste, — und ein Grauen
Schob mich mit kalten Händen aus der Türe,
Nur Menschen! Einen Menschen wollt ich schauen,
Eh Satanas mit mir von hinnen führe!
Nur Menschen! Hohngelächter mir im Rücken, —
Und mir entgegen aus den hohlen Gängen
Trabt dieser Höllenhund mit grünen Blicken
Und keucht und läßt die rote Zunge hängen . . .

Der Kampf mit dem Fieberteufel

Rührt mich an und bleibt mir nah,
Laßt mich, laßt mich nicht allein!
Denn ich spüre, er ist da
Vor der Tür und will herein.
  Poch, poch, — poch, poch!
Schauer streifen, Schauer packen,
Schauer rütteln mein Gebein.

Ja, ich sehe, daß euch graut,
Weil er jetzt ins Zimmer glitt . . .
Leise, leise, — sprecht nicht laut,
Hört ihr nicht den raschen Tritt?
  Tapp, tapp, — tapp, tapp, —
Schneller atmen, — atmen, atmen —
Bringt er auch die Peitsche mit?

Habt Erbarmen, bleibt doch hier!
Ist er immer noch so heiß?
Weiß er immer noch von mir,
Was kein Mensch von mir doch weiß?
  Huit, huit, — huit, huit!
Pfeift und hetzt es, pfeift und hetzt es,
Wirbelt toll vor mir im Kreis.

Seid ihr mit in meinem Saal?
Hei, es tanzt sich gut darin!

Lichter flackern ohne Zahl,
Über Flammen tanz ich hin.
Rot, rot, — rot, rot, —
Funken sprühn von meinen Fingern, —
Fühlt ihr, daß ich Feuer bin?

Hört ihr nicht der Quelle Fall,
Lockend wie ein Zauberwort?
Becherläuten wie Kristall,
Regenrauschen fort und fort?
Tropf, tropf, — tropf, tropf, . . .
Aber meine Lippen brennen,
Und mein Leib ist ganz verdorrt. —

Starrt mich nicht so böse an,
Droht mir nicht so fürchterlich!
Ha, was will der Schattenmann,
Der da um mein Lager schlich?
Blut, Blut, — Blut, Blut!
Weg mit euren kalten Händen,
Morden, morden wollt ihr mich!

Habe ich euch schon erzählt,
Daß mein Herz ein Werwolf ist?
Andre Herzen jagt und quält
Und die Totgequälten frißt?!
Still, still, — still, still!
Keiner, keiner darf es wissen,
Weil er sonst es nie vergißt.

Wird mein Haupt jetzt kühl und leicht,
Geht mein Herz jetzt matt und leer?
Glaubt ihr es denn, daß er weicht?
Meine — Augen — sind — so schwer.
Müd, müd, — — müd, müd . . .
Werd ich denn jetzt schlafen können?
Ach, ich wünsch es mir so sehr! —

Der Geist des Schlafes

Tags im warmen Schoß der Erde
Lieg ich wie im Mutterleib,
Funkenspiel auf ew'gem Herde
Ist mein lieber Zeitvertreib,
Unsichtbare Quellen tropfen
Süßen Taktes ohne Ruh,
Hundert, hundert Pulse klopfen, . . .
Und ich höre träumend zu.

Als der Dunkelheit Geselle
Heb ich abends mich empor,
Sanft und sausend, flügelschnelle
Brech ich aus der Nacht hervor.
Sehnsuchtsvoll mir hingegeben
Harrt die ganze müde Welt,
Und ich spüre, wie das Leben
Willig meiner Hand verfällt.

Fluch und Segen kann ich spenden,
Glücklich, wem ich hold gesinnt,
Weil er unter meinen Händen
Seine Seele neu gewinnt.
Aus der Erde Kraft geboren
Zwing ich das empörte Blut,
Jeder Schmerz gibt sich verloren, —
Wen ich liebe, der hat's gut.

Doch die Liebsten will ich meiden.
Weint euch blind, ich bleibe fern,
Bis ihr rein geglüht im Leiden
Mich nur nennt als Heil und Stern,
Wenn ihr vor des Lebens Sonne
Nur nach mir in Qualen brennt,
Wenn ihr keine andre Wonne
Als die letzte Wonne kennt:

Sänftlich komm ich dann zu siegen,
O, wie gern fallt ihr mir zu!
Mir am Herzen sollt ihr liegen, —
Kühles Herz und ew'ge Ruh.
Endlich, endlich ganz mein Eigen
Trage ich euch arm und bloß
Nieder in das sel'ge Schweigen,
In der Mutter dunklen Schoß.

Karfreitags-Legende

Adam schläft im verschütteten Felsengrab,
Tropfen rinnen wie Tränen die Wände herab,
Jahre rinnen wie Tropfen, tausendmal modert das Laub, —
Der zum Tode Verfluchte schläft und zerfällt nicht zu Staub.

Zarte Wurzel dringt ein durch den Felsenspalt,
Warm ist die keimfrohe Erde, Adams Stirne ist kalt.
„Adam," höhnt ihn die Erde, „ist deine Seele bei dir?"
„Wehe," haucht und verweht es, „weh, ich bin immer noch hier . . ."

„Adam, denkst du der frühen Verheißung noch?
Trägst Jehovas Züge? Komm und regiere mich doch!
Die dich um Lenz und Sommer, Blüten und Ernte gebracht,
Adam, was hilft dir die Seele, nun in der ewigen Nacht?"

Flüche und Seufzer raunen dunkel um ihn,
Adams Söhne und Töchter weinen um sich und um ihn:

„Erstling du, aus dem Odem Gottes lebend entloht,
Fielst und zogest uns fallend mit in den ewigen Tod . . .“

Adam schläft im verschütteten Felsengrab, —
Tropfen rinnen wie Tränen die Wände herab;
Aber nicht eisig wie sonst wolkenentsinkende Flut,
Sickert heut, einzeln und heiß, Tau aus lebendigem Blut.

Adams Seele bricht aus der Tiefe hervor,
Flammend steigt die erlöste, ewige Blüte empor,
Staub wird der irdene Leib, selig der Seele beraubt:
Über dem Grab steht das Kreuz, Christus neigt sterbend sein Haupt.

Der Schutzheilige

Als ich ihn auf Erden hatte,
Hieß er Bruder Candidus,
Schlief auf einer Binsenmatte,
Grüßte mit dem Friedenskuß,
Pilgernd schritt er auf Sandalen
Und die Kutte war bestaubt,
Doch in einem Kranz von Strahlen
Stand sein silberblondes Haupt.

Ob ihn alle lieben mußten,
Jeder hat ihn nicht erkannt,
Nur von uns, die wir es wußten,
Ward er Gottes Freund genannt.
Unsre Herzen zu entzünden,
Reiste er von fern herbei:
Immer fand er uns in Sünden,
Immer sprach sein Mund uns frei.

Wenn er, als des Meisters Bote,
Heil'ge Wandlungsworte sprach
Und für uns die süßen Brote
Mit geweihten Händen brach,
Wenn wir dann mit ihm vereinigt
Knieten vor dem Hochaltar,
Sang ich selig und gereinigt,
Weil mein Herz in seinem war. — —

Lauter war er wie kristallen,
Sterbend stieg er auf ins Licht.
Mir, die stets aufs neu gefallen,
Ward die letzte Gnade nicht.
Von dem einen Leib geschieden,
Ward ich wieder ausgesandt,
Wandre, wandre ohne Frieden:
Jeder Leib ein Bußgewand!

Also hundertmal versunken,
Immer wieder aufgetaucht, —
Jener Wonne letzte Funken
Glaubt die Seele längst verbraucht.
Hat auf ihrer dunklen Reise
Hungernd oft zurückbegehrt, . . .
Sehnsucht ist die einz'ge Speise,
Die sich niemals ganz verzehrt.

Doch so lang ich meine Ketten
Trage, vieler Leben Last,
Komm ich, um mich selbst zu retten,
Bei der fernsten Zeit zu Gast.
Und mein Herz von Blut und Tränen
Trunken, wie von jungem Wein,
Darf sich frei und sündlos wähnen,
Hält in seinem Taumel ein:

Denn dann spür ich im Getümmel
Seine Kraft wie stummes Glück,

Sein Gebet rauscht durch die Himmel,
Niemals kehrt es leer zurück.
Ihm vertrau ich meine Schmerzen,
Der mich heilt und nie vergißt,
Weil er Gottes heil'gem Herzen
Näher als die Engel ist. —

Zwiegespräch

„Wie blickst du aus den Augen?
Deine Augen tun mir weh. —“
So blickten meine Väter auch,
Die fuhren auch zur See.

„Und blickst du in die Weite,
Wenn schon dein Mund mich streift,
Sag mir, warum deine Hand so hart
Um meine Schulter greift? —“

Meine Hand spann niemals Seide,
An Trossen und an Tau,
Im Salzwind auf der wilden See
Ward meine Hand so rauh. —

„Woher die roten Narben
Auf deiner braunen Brust? —“
Die sie mir schlugen, die sind tot,
Sie haben sterben gemußt. —

„So blutig sind die Planken
Von meines Vaters Schiff . . .“
M e i n ist es, seit ich gestern
Das Steuer hier ergriff!

„Wo kam mein lieber Vater,
Wo meine Brüder hin? —“
Die See ist tiefer als ein Grab,
Es schläft sich gut darin. —

Und du sollst nicht mehr weinen,
Nicht fragen sollst du mich!
Laß weinen die Frauen von Rostock,
Du aber küsse mich!

ꝏ

Am Hafen

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne.

Brenne aus, mein Licht, brenne aus, mein Licht!
Aber nur meine liebe Laterne nicht!

Meine Laterne ist hübsch und fein,
Darum geh ich ganz allein.

Ganz allein ist ungesund, —
Meine Laterne ist kugelrund.

Hamburg, Lübeck, Bremen,
Ich brauch mich nicht zu schämen!

Rostocker Laternenlied.

Ach Mutter, frag mich doch nicht mehr:
„Wann gehst du heute schlafen?“
Es kam ein Schiff von Schweden her,
Das liegt in unsrem Hafen. —
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne! —

Der schmale Wimpel zuckt und winkt
Im Mondlicht auf dem Maste,
Der junge Schiffer sitzt und trinkt, —
Wen lädt er wohl zu Gaste? —
Brenn aus, mein Licht, brenn aus, mein Licht,
Aber nur meine liebe Laterne nicht!

Wenn ich des Nachts spazieren tu,
Muß ich durchs Fenster steigen.
Meine Mutter schließt die Türe zu,
Meine Mutter ist so eigen. —
Meine Laterne ist hübsch und fein,
Darum geh ich ganz allein. —

Wo bläst der schlimme Wind dich hin?
Er bläst von Ost nach Westen,
Warum ich jetzt so traurig bin,
Du weißt es selbst am besten! —
Ganz allein ist ungesund, —
Meine Laterne ist kugelrund . . .

Doch wenn der Schiffer zu Wasser geht,
Die Gasse heißt „Kehrwieder“!
Hat dich der Wind von dann' geweht,
Bringt dich der Wind auch wieder! —
Hamburg, Lübeck, Bremen,
Ich brauch mich nicht zu schämen! —

Und wenn der Schiffer von Holland kommt,
Dann wird das Mädel lachen!
Und wenn der Schiffer von Holland kommt,
Dann will er Hochzeit machen! —
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne! —

Die beiden Sänger

O, wie schön singt Herr Horand, —
Sprach Thyrrel, der selber sang.
Hör ich Herrn Horand singen, —
Sprach Thyrrel, — das Herz wird mir bang!
Es weiß eine fremde Seele
Von meiner verborgensten Lust,
Es raubt eine fremde Kehle
Mir Klagen aus heimlichster Brust. —
Horand, Horand, dich zu kennen,
Liebsten Bruder dich zu nennen,
Hab ich Lied um Lied entsandt.
Meine Saiten mögen springen,
Wer darf neben Horand singen?
Lauschen will ich unverwandt.

— — — — — — — — — — — — —

Muß er denn immer singen! —
Sprach Thyrrel, der selber sang.
Soll seinen Liedern gelingen, —
Sprach Thyrrel, — was mir nicht gelang?
Mir schlagen die sanftesten Lieder
Wie Kampfruf ans lauernde Ohr,
Es fährt mit gesträubtem Gefieder
Die Antwort ins Blaue empor:

Warum singst du so gelassen?
Horand, Thyrrel muß dich hassen,
Alles andre ist nur Spiel!
Wessen sind die stärksten Schwingen?
Wer darf neben Thyrrel singen?
Welcher Pfeil gewinnt das Ziel?!

Leben

Horand ritt in den Morgen
Und sang ein wunderschönes Lied,
Horand sang in den Morgen
Seines wunderschönen Namens Lied:
Horand im Himmel,
Horand auf Erden!
Sonne, was kostet es
König zu werden?
Horand, — Horand,
Horand ist jung.

Horand ritt in den Mittag,
Hör, was singt ihm die Welt für ein Lied?
Horand hörte am Mittag
Überall seines Namens Lied:
Horand in Schlachten,
Leitstern der Krieger,
Horand im Sturme,
Horand, der Sieger . . !
Horand, — Horand,
Horand ist groß!

Horand ritt in den Abend,
Singe doch, Horand, singe dein Lied!
Horand ritt in den Abend,
Vor ihm, vor ihm lockte ein Lied.

Stumm und versunken
Freuden und Schmerzen,
Hinter ihm Schweigen,
Schweigen im Herzen, —
Horand, — Horand, —
Sang nur der Tod.

Der grüne Bruder

Sie holte behutsam aus eichener Truh
Den Zierat an schimmernden Fäden,
Sie riegelte leise die Türe zu
Und schloß an den Fenstern die Läden.
Voll Duft und Wärme der kleine Raum, —
Und da war sie allein mit dem Tannenbaum.

Sie kreuzte die Arme, sie beugte das Knie, —
Der Baum stand in Anmut und Schweigen, —
Viel heimliche Dinge redete sie
Und sie barg ihr Haupt in den Zweigen:
„So freundlich kamst du in meine Gewalt,
Sei gegrüßt, du mein grüner Bruder vom Wald!“

Sie saß sehr lange und sah ihn an,
Und sie sprachen von Sommertagen,
Und als sie sich endlich erhob und besann,
Da fing ihr das Herz an zu klagen,
Es war ihr zumut, als verginge sie sich:
„Nun lege ich meine Hände an dich . . .“

Da nahm sie Silber, da nahm sie Gold
Und ließ keine Müh sich gereuen,
Sie wußte wohl, die Stunde war hold,
Und konnte sich doch nicht freuen.
Er stand im Glanze, er schimmerte sehr, —
Er war der grüne Bruder nicht mehr . . .

Stimmen über den Wolken

1813—1913

Bruder, hörst du die Raben schrein? —
Blase, Trompeter, blase! —
Bruder, siehst du den Flammenschein? —
Trommler, du darfst nicht ruhn! —
Die Wolken unter uns sind rot,
Rot wie der Tod, wie unser Tod, —
Und unten singen sie.
Sie feiern unsren Sterbemut,
Berauschen sich an unsrem Blut . . . :
Aber wer
Zöge heut mit in unsrem Heer? —

Bruder, lausche du nicht hinab!
Vor uns ist der Feind.
Längst ruhn und schlafen sie im Grab,
Die einst um uns geweint.
Aber wir fahren schon hundert Jahr,
Hundert Jahr,
Immer wieder Schar gegen Schar,
Wenn der Tag gekommen ist.
Mann gegen Mann, Tod gegen Tod, — —
Sie feiern, aus unsrem Blut wuchs Brot, —
Aber wer? Wer?
Zöge heut mit in unsrem Heer?

Die alten Könige

Im Herbststurm dröhnt es tönend und hohl,
Als riefe ein Mann in den Schild,
Die alten Eichen hören es wohl
Und rauschen es traurig und wild.
Vom Horste löst sich die flügge Brut
Und kreischt in das Wipfelwehn:
Die alten Könige tun sehr gut,
Sehr gut, jetzt schlafen zu gehn!

Sitzt einer müde auf goldenem Thron
Und lauscht in den gellenden Tag,
Die Lieder klingen alle wie Hohn,
Und jedes Wort ist ein Schlag.
Sie sogen sein Mark, sie tranken sein Blut,
Sie wollen ihn nicht mehr sehn:
Die alten Könige tun sehr gut,
Sehr gut, jetzt schlafen zu gehn.

Ein greiser Held, der zu reiten begehrt,
Wenn die Schlacht übers Blachfeld braust, —
Doch dem grauen Mann zieht das treulose Schwert
Hinunter die zitternde Faust.
Er wendet stille mit schwerem Mut,
Er muß das Raunen verstehn:
Die alten Könige tun sehr gut,
Sehr gut, jetzt schlafen zu gehn . . .

Die junge Zeit bringt die Toten zu Grab
Und prunkt und feiert dabei,
Die junge Zeit nimmt den Herrscherstab
Und ruft die Erben herbei.
Die nahn sich lauernd in Neid und Wut, —
Er braucht es nicht mehr zu sehn, —
Die alten Könige tun sehr gut,
Sehr gut, jetzt schlafen zu gehn! —

Der sterbende Tänzer

Florentin, der längst vergeßne, —
Ach, wer tanzte je so göttlich,
Als der wirbelwindbeseßne,
Der im Rhythmus unersättlich? —
Florentin in seiner Kammer
Haust er, wie ein Tier verkrochen,
Mit sich selbst und seinem Jammer,
Todversehrt bis auf die Knochen.

Ach, gelähmt am kalten Herde
Liegt er, um das Glück zu büßen,
Daß er tanzend einst die Erde
Von sich stieß mit schnellen Füßen,
Sich im Spiele ganz verlierend,
Einzig sich dem Schwunge schenkend,
Ob des Körpers triumphierend
Und der Schwere niemals denkend.

Weh, er haßt sie jetzt wie Ketten:
Hände, die sich schlaff entgleiten,
Nicht mehr mit den Kastagnetten
Feurig jeden Takt begleiten;
Ach, und sind das s e i n e Beine,
Die da unten, schwer wie Säcke,
Unbeweglich, taub wie Steine
Ruhen unter seiner Decke?! —

Sommernacht. Der Lampen Leuchten
Hat der blaue Mond bezwungen.
Florentin ruht tief mit feuchten
Kalten Wangen, schlafdurchdrungen.
Atemlose Dumpfheit lastet
Von der Kammer schrägen Wänden,
Und der zage Mondschein tastet
Nach des Kranken blassen Händen.

Warum stöhnt er und was wühlt er
Tief das Haupt zurück ins Kissen?
Selbst im Traum sein Elend fühlt er,
Fühlt von Qualen sich zerrissen.
Oder ahnt er, wer im Schatten
Zu des Bettes Füßen kauert,
Wie ein Tiger auf den matten
Leib, den aufgegebnen, lauert?

Doch nun taucht empor das bleiche,
Geisterhafte Haupt vom Pfühle,
Starrt zum Mond, das marmorgleiche,
Lächelt irr, das steineskühle.
Ein Gerufner sitzt und lauscht er,
Reckt die Arme, nackt und hager,
Taumelnd wie ein Schwerberauschter
Gleitet willig er vom Lager.

Florentin, du kannst nicht stehen,
Wie ein Klotz drei Jahre lagst du!
Florentin, du kannst nicht gehen,
Armer Krüppel, weh, was wagst du!
Wacht denn keiner, um den Kranken
Zu bewältigen, den Tollen!?
Denn nun wird er auf die blanken,
Mondverhexten Dächer wollen!

Und den rostgen Riegel löst er,
Klirrend öffnen sich die Scheiben,
Wie ein durst'ger Schwimmer stößt er
In die Flut und läßt sich treiben,
Denn wie Flut umbraust ihn eine
Tanzmusik aus fernen Sphären,
Und er tanzt im Mondenscheine,
Um sich tanzend zu verklären.

Das ist nicht vom Tod, dem Sieger,
Der lebendig schon Begrabne!
Ohne Flügel ist's der Flieger,
Über seinen Leib Erhabne!
Sieh den Sturm sein Haupthaar schwellen,
Sieh ihn schweben, losgelassen!
Sinken, um emporzuschnellen,
Nie, den Boden fest zu fassen!

Nun im Wirbel sieh ihn gleiten,
Rhythmisch seine Arme wogen,
Brünstig dem Gestirn sich breiten,
Das ihn aus der Nacht gezogen.
Silbern schwebt er selbst im Raume
Hat das Haupt verzückt erhoben,
An der Erde letztem Saume
Tastet er wie blind nach oben . . .

„Florentin!“ — Ein gelles Rufen
Weckt ihn, um sich selbst zu schauen,
Reißt ihn rückwärts von den Stufen,
Die sich zu den Sternen bauen . . .
Ihn? Ach nein, er läßt nur fallen,
Das, was längst zu schwer geworden,
Um befreit emporzuwallen
Mit den ewigen Akkorden.

Gevatter Tod

Sie hörten nicht, was der fremde Gast
Zu dem kranken Weibe sagte,
Sie sahn, wie sein Schatten, gespenstisch fast,
Zu Häupten des Bettes ragte, —
Er selbst aber stand an des Bettes Fuß
Und sprach: „Ich bin da, du sollst kommen!"
Und das kranke Weib hob die Hände zum Gruß
Sie sah ihn, sie hatte vernommen . . .

Der Gatte stand wie ein Trunkener auf,
Ihm wollte das Herzblut gerinnen:
„Den Buben geb ich dir mit in den Kauf,
Da nimm ihn dir!" rief er von Sinnen.
Der Fremde nickte gelassen und bleich
Und sagte: „Wenn ich ihn nähme,
Willst du, daß die Mutter im Himmelreich
Des heidnischen Kindleins sich schäme?"

Die Wehmutter duckte sich scheu, als der Mann
Nun weiß durch die Dämmerung grinste
Und sagte: „Zünde die Kerzen nur an,
Ich weiß, du hast mancherlei Künste."
Sie murmelte: „Alles zu seiner Zeit,
Hier geht es ums ewige Leben . . ."
Sie holte die Kerze, vom Priester geweiht,
Und legte die Bibel daneben.

Dem Witwer wollten die Sinne vergehn:
„Der Herr hat ein zartes Gewissen!
Wohlan, so mag er Gevatter stehn!“
Und er riß das Kind aus den Kissen.
Da trat der Fremde ernsthaft heran
Und nahm es mit Schweigen entgegen,
Er sah auf das Kind, und das Kind sah ihn an,
Und die Alte sprach hastig den Segen.

Sie netzte das kleine Haupt und sang
Uralte Worte darüber,
Des dreimal heiligen Namens Klang
Zog flügelrauschend vorüber . . .
Und der Vater, der eben sein Kindlein verstieß,
Er kniete und schrie: „Hab Erbarmen!“
Und der Tod grinste arm und seltsam und ließ
Das lebende Kind aus den Armen.

Schlafengehen

Mein Kind, mein liebes Kind, wach auf,
Ich halte ja deine Hände,
Ach, hör und tu deine Augen auf,
Dann hat der Traum ein Ende! —

Die Tochter sprach: „Was weckst du mich?
Was scheuchst du mir den Schlummer?
Ich schlief so tief, und mein Herz schlief auch,
Und die Sehnsucht schlief und der Kummer . . .“

Du stöhntest so sehr, mein liebes Kind,
Nicht länger konnt ich es hören,
Ich meinte, ich könnte mit sanfter Hand
Den Traum und die Qual dir zerstören.

„Ach, liebe Mutter, ich träumte wohl nicht,
Ich bin so gewohnt zu weinen,
So gewohnt, wie die Wolke zu regnen ist,
Wie die Sonne am Himmel zu scheinen.

Doch leg mir die Hand auf mein wildes Herz, —
Ach, Mutter, fühlst du sein Schlagen?
Ich habe an meinem Herzen mich müd,
So müde zum Sterben getragen . . .“

Und bist du müde zum Sterben, mein Kind,
So laß uns doch schlafen gehen, —
Deine Mutter ist grau, deine Mutter ist alt,
Sie will keine Tränen mehr sehen. —

Abel tanzt

Abel tanzt einen traurigen Tanz,
Abel tanzt einen traurigen Tanz, —
Kleine Abel wer spielt dir auf?
Der Wind, wenn der Mond durch die Blätter scheint,
Das Wasser im Wald, das die Nacht durchweint,
Die spielen Abel auf.

Abel tanzt einen traurigen Tanz,
Abel tanzt einen traurigen Tanz, —
Kleine Abel, wer sieht dir zu?
Die weite Wiese ist grau und leer,
Des Tages Blumen nicken schwer,
Der Liebste schläft in Ruh.

Abel tanzt einen traurigen Tanz,
Abel tanzt einen traurigen Tanz, —
Kleine Abel, und wer tanzt mit?
Der Tänzer ist so kalt und weiß,
Und Abel ist doch jung und heiß, —
Ach, Abel, wer tanzt mit!

Der Königssohn betet zur Sonne

O, Tod im Leben! Dumpfes Müdewerden!
Du starke Sonne, laß mich nicht versinken!
Gib Ritt um Ritt auf wilden jungen Pferden,
Laß mich aus aller Länder Ströme trinken! —

Du starke Sonne, laß ein klares Feuer
In meinen Adern wallend mich durchglühen,
Mein Leben sei wie Tanz in hoher Feier,
Kein schleichend Wühlen, kein im Staube Mühen. —

Kampf sei mein Leben! Kampf mit heißen Waffen!
Laß Funken unter meinem Schwerte regnen,
Und Flammen keimen, — oh, so laß mich schaffen,
Laß mich mein Land mit Licht und Feuer segnen!

Junitanzlied

Sie mag der Rosen warten
Mit ihrer weißen Hand
In ihrem Blumengarten,
Der liegt am Wegesrand:
Brombeeren ranken blütenweiß,
Die Luft ist süß und sonnenheiß
Und klingend wie von Geigen.

Die Rosen will sie flechten
Wohl in ihr blondes Haar,
Sie tanzt in allen Nächten,
Die sind nun warm und klar,
Die sind nun klar von Mondenschein
Und machen froh wie goldner Wein,
Und alle Geigen klingen.

In kühlen Morgenfrühen,
Wenn sie vom Schlaf erwacht,
In ihrem Herzen blühen
Die Träume holder Nacht, —
Doch eh sie lächelnd sich besinnt,
Verwehen sie im Morgenwind —
Und klingen wie von Geigen.

In memoriam

In dem Garten ihrer Jugend
Blühten Rosen ohne Zahl,
Und, bekränzt im Glanz der Kerzen,
Schritt sie durch den bunten Saal.
Wer sie ansah, wurde heimlich
Tief und wehmutsvoll beglückt,
Aber ihre Augen blieben
Dunkel und dem Tag entrückt.

Ach, wie kam es, daß sie niemals
Frieden und Genüge fand?
Lag des Lebens holde Fülle
Nicht bereit für ihre Hand?
Ihre Wünsche, die sie immer
Jeder Hoffnung keusch entwöhnt,
Wurden mit dem Sternenreifen
Der Erfüllung früh gekrönt.

Doch, ob hundertfach gesegnet,
Blieb sie blaß und heimwehkrank,
Weil der letzte Wunsch der Wünsche
Nacht für Nacht ihr Herzblut trank:
Immer dachte sie des Landes
Ferne hinterm Abendrot,
Und das Leben ward wie Schatten,
Denn das ferne Land hieß: Tod.

Als das schwere Kleid der Erde
Endlich von ihr niederfiel,
O, wie tanzte ihre Seele,
Sterben war ein süßes Spiel!
Gut und selig schien das Leben,
Da es diesen Preis erwarb,
Und wie Morgensonnenglänzen
War ihr Lächeln, als sie starb.

Schicksal

Zu seiner heil'gen Einsamkeit
Ward dir vom Tod in dunklen Stunden
Sehr früh das junge Herz geweiht.

Doch heimlich trugst du deine Wunden
Und schrittest lenzberauscht hinab,
Die Stirn von Maiengrün umwunden

Und in der Hand den Thyrsosstab.
Das Leben brauste dir entgegen,
Seitab, vergessen lag das Grab.

An eines fremden Herzens Schlägen
Bemaßest du den goldnen Tag
Und gingst verirrt auf hellen Wegen.

Wer deine Augen sah, erschrak,
Weil tief in ihnen, nachtgeboren
Der Schatten deiner Heimat lag.

Und was du dir zur Lust erkoren
Entglitt, noch kaum von dir berührt,
Und ging so seltsam weh verloren . . .

Der Opferrauch stieg, aufgeschürt
Von deinen ungeduld'gen Händen, —
Allein der Gott blieb ungerührt.

Da legtest du als letzte Spenden
Das Pantherfell, den wilden Kranz
Still nieder an des Tempels Wänden

Und schrittest stumm aus Glück und Glanz.
O, armes, hoffnungsbanges Schweigen ...
Doch niemand hielt dich fest im Tanz,

Und hinter dir schloß sich der Reigen.

Vor der Ausfahrt . . .

„Ich aber bin gewaltig und sehr schön,“
So sang das Schiff und sonnte seinen Rücken
Und wiegte seine Flanken mit Gestöhn, —
„Ich bändige das Meer und seine Tücken . . .“

Und es warf Rauch und Feuer aus und schrie:
„Ich fahre nachts in meinem eignen Glanze!“
Und schnob sein Lied, hoffärtig wie noch nie:
„Ihr müßt mich sehn, ich fliege und ich tanze,

Und tausend Seelen führe ich als Fracht . . .“
Ein Seufzen strich aus unsichtbaren Kehlen,
Und Hohngelächter kam von Mitternacht,
Tod lockte hungrig, grinsend: „Seelen, Seelen . . .“

Es spiegelte den eitlen Bauch, um schwer
Und selig von sich selbst berauscht zu schwanken,
Und Demut heuchelnd murmelte das Meer
Und duckte sich und leckte ihm die Flanken . . .

Abend und Morgen

Ich schreite um Mitternacht
Hinunter die hallenden Stufen,
Mich hat aus dem dunkelen Schacht
Die ewige Stimme gerufen.
Ich komme elend genug,
Weiß nichts von Heimat und Eigen,
Und trage den leeren Krug
Hinunter in Demut und Schweigen . . .

Ich steige beim Morgenrot
Hinauf die erklingenden Stufen,
Des Traumes Fackel verloht,
Der junge Tag hat gerufen.
Ich trank mir Leben genug,
Um selig neu zu verschwenden,
Und trage den vollen Krug,
Empor in gesegneten Händen.

Sternenglaube

Seltsam wirkt der Sterne Walten
Über unsern dunklen Wegen,
Ihren schweigenden Gewalten
Mußt du still ans Herz dich legen.

Mußt getrost im Schatten wandern,
Wenn dein Glück sich stumm verschleiert
Und die Welt das Fest der andern
Unbekümmert weiter feiert.

Nach dem Takt der ew'gen Runde
Wandelt das Geschick im Tanze.
Unbewußt ist dir die Stunde:
Plötzlich liegt die Welt im Glanze.

Trost

Ein Tag ist gut für viele Tage,
Und eine Mondnacht, die das Herz
Dir löst in Traum und sanfter Klage
Zu lang entbehrtem süßem Schmerz,
Ist wert der hundert kranken Stunden
Und aller Kerkernächte Last,
Da du zerbrochen und gebunden
Der Jugend ganz vergessen hast.

Heimweh

Irgendwo am Wegesrand
Muß doch meine Heimat liegen,
Irgendwo auch wartest du,
Um mich in den Schlaf zu wiegen,
Und ich weiß, in deiner Hut
Schlief es sich sehr tief und gut,
Liebe Mutter!

Manchmal, wie vom Glück gegrüßt,
Schreck ich auf mit süßem Bangen, —
Bin ich nicht denselben Weg
Einst an deiner Hand gegangen?
Rundet heimlich sich ein Kreis?
Ach, daß ich das Ziel nicht weiß,
Liebe Mutter!

Komm, ach komm zu deinem Kind,
Gib mir deine kühlen Hände,
Weil ich arm und müde bin,
Und der Weg nimmt nie ein Ende, —
Wandern soll ich immerzu, —
Sing mir du mein Herz zur Ruh,
Liebe Mutter!

Uralt

Das Meer hat mich zur Welt gebracht,
Nun braust es fremd und kennt mich nicht,
Ich aber lausche, wenn es wacht
Und mit den Sternen sich bespricht.

Das Meer ist wie die Sterne alt,
Und ich bin auch so alt wie sie.
Ich wechsle ewig die Gestalt, —
Sie aber wandelten sich nie.

Zwischen den Jahren

Das war die Stimme der heiligen Mitternacht
zwischen den Jahren:
Dröhnender Tritt unendlicher reisiger Scharen,
Feldgeschrei und Geklirr, Schlachtruf aus brausenden
Lüften,
Antwortruf dumpf und tief im Land aus vergessenen
Grüften,
Donnernde Brandung, Geheul, Krachen versinkender
Schiffe,
Wie ein Geschütz brüllte hohl die See um die wan-
kenden Riffe . . .
Stimmen, als ob der Herr sein Volk vor den Richt-
stuhl beschiede,
Jede Glocke schrie Sturm, nicht eine Glocke sang:
Friede! —

Krieg

Er ging, ein müdgespielter Riese,
Er schlief, und wir vergaßen ihn
Und sahn nur manchmal wie im Traume
Um seinen Berg die Raben ziehn.

Nun flammen nächtlich fremde Sterne
Am schwarzen Himmel furchtbar auf,
Die Erde bebt, die Städte wanken,
Wie Blut schwimmt's in der Flüsse Lauf.

Nun steht er auf im Wetterdröhnen,
Der, seit wir denken können, schwieg,
Vor dem uns graut, den wir ersehnen —
Wie wirst du uns erfinden, Krieg?

Reiten

Warum das ist, daß ich nur reiten möchte,
Und immer reiten, wenn mein Herz die Last
Von Trauer oder von Erwartung trägt?
Als ob nur dies mir wieder Frieden brächte
Daß meine Hand die spröde Mähne faßt
Und mir der Sturm hart in die Augen schlägt.

Warum das ist, — daß ich die Lust so ahne!
Im Traum sitz ich geduckt auf meinem Gaul,
Sein Atem wölkt mir dampfend ums Gesicht,
Sein Schweif fegt hinter uns wie eine Fahne,
Der Schaum flockt blühendweiß ihm um das Maul, —
Nur fern, am Rand der Erde ist noch Licht . . .

Vor tausend Jahren wie das wilde Wetter
Brach ich ins Land mit meiner Rosse Schar, —
Wir hatten Rußlands Steppen abgegrast, —
Wie eine braune Wolke mit Geschmetter
So kam ich voller Schlachten und Gefahr
Herbduftend mit dem Ostwind angerast.

Da hatt ich Pferd im Blut und in der Kehle
Und schlief so wie mein Pferd und schnob und schrie
Gleich ihm in Angst und Brunst und schneller Lust.
Und das träumt immer noch in meiner Seele,
Und danach seufzt sie und vergißt es nie
Als einen Zauber, drum sie einst gewußt. —

Dunkle Tage

1

Gewitter stürzten die ganze Nacht
Auf die dürstenden Gärten nieder,
Und als die Morgensonne kam,
Da stand die Welt in Flieder.

Da tat ein Glück die Augen auf, —
Ganz leise ging die Wiege, —
Die Mutter lag so süß befreit,
So still nach hartem Siege.

Doch als des Tages goldner Strom
Dem Abend näher rauschte,
Da stand ein dunkler Bote stumm
An ihrer Tür und lauschte . . .

2

Sie sollte gehn und wandern,
Ihr Herz war ganz bereit,
Zerschlagen von vielen Schmerzen
Und müde vor der Zeit.

Von allen lieben Händen
War keine, die sie hielt,
Sie hatte schon im Traume
Mit Sternen und Engeln gespielt . . .

Sie hörte Stimmen rufen,
Es ließ ihr keine Ruh,
Sie trieb auf dunklen Fluten
Den ewgen Wassern zu. —

Der süße Schlaf

Das Kind war schlafen gegangen,
Still ward es auf Flur und Treppen.
Es schlurfte und rauschte zur Türe hinaus,
Pantoffeln und seidene Schleppen,
Dazwischen war es wie Hufgestampf
Und silberne Glöckchen zu hören, . . .
Denn die Märchen mußten alle hinaus,
Um den süßen Schlaf nicht zu stören.

Der süße Schlaf kam so leise herein
Über heimliche Schwellen und Stufen,
Der süße Schlaf nahm das Kind bei der Hand
Und hat es bei Namen gerufen.
Er wußte von Drachen und Zwergen nichts
Und von Königssöhnen und Riesen, —
Nur den Mondschein ließ er zum Fenster herein
Und den Duft von den blühenden Wiesen.

Ein Lied der Pilger in der Wüste

Wenn wir überwunden haben,
O, dann bist du wieder nah,
Heilger Brunnen, uns zu laben,
Unerschöpflich bist du da!
Kühle Flut, nicht auszumessen,
Schmachtend trinken wir uns satt,
Und die Seele soll vergessen,
Wie sie einst gedürstet hat.

Die wir einer in des andern
Schatten durch die Wüste gehn,
Gleich verdorrten Blättern wandern,
Nichts als Sand und Sonne sehn:
Unablässig quillt indessen
Fern der Brunnen, rauscht und klingt,
Laß, o, laß uns nicht vergessen,
Daß die Qual uns zu ihm bringt.

Graue Tage

Wie graue Bettler schleichen diese Tage
Mit leeren Händen über meine Schwelle
Und sehn mich an bei jedem Stundenschlage
Und zögern bis zur letzten trüben Helle —
Und warten mit geduldiger Gebärde,
Ob ich sie nicht mit Segen füllen werde.

Und wenn sie still von meiner Türe weichen,
Gehn sie dahin und werden Gottes Knechte,
Um mir den tränenbittren Kelch zu reichen
Im Schatten ferner, todesdunkler Nächte:
Weil ich sie gehn hieß ohne eine Gabe,
Weil ich sie arm und leer gelassen habe. —

Schwerer Traum

Die Nacht macht meine Augen blind,
Die Nacht hält meine Hände fest, —
Die Nacht ist grausam, weil sie mich
In dunkler Angst so einsam läßt.

Mir war, als hört ich Saitenspiel,
Die Luft erbebte, wie vom Tanz,
Und Blüten fielen ohne Zahl
Aus einem vollen Mädchenkranz . . .

Die Nacht ist stumm und gnadenlos,
Vor meinem Fenster weint der Wind, —
Mit dunklen Ängsten kämpft mein Herz
Um deine Seele, armes Kind.

Der müde Wandrer

Weil ich immer lauschen mußte
Und in jedem fernen Sang
Einen Ruf zu hören wußte,
Der mich hold zu folgen zwang, —
Weil ich ohne Weg und Steg
Meiner Sehnsucht nachgegangen,
Hab ich mich so tief verirrt,
Und ich fühle nun mit Bangen,
Daß es Abend um mich wird.

Heil'ge Nacht, so sei mir gnädig,
Nimm mein Haupt in deinen Schoß,
Mach mich meiner Sorgen ledig,
Wandle sanft in Traum mein Los.
Du bist gut, ach, du bist still,
Und du wirst mich schlafen lassen,
Weil ich doch so müde bin.
Fern erstirbt das Lied der Gassen,
Und ich höre nicht mehr hin . . .

Waldschreck

Um Mittag ward es auf einmal stille und kalt,
Riesige Wolkenschatten rannten stumm durch den
Wald,
Die kahlen Bäume sahen uns nicht mehr an,
Wachholder hockte verzwergt, bucklig lauernder Mann,
Buchenstämme standen schaurig und schiefern,
Schuppenechsen schliefen am Wege, behauene Kie-
fern, —
Meisen verschollen, — kein Ruf, — nirgends ein
Vogel im Wald.

Und da fühlt ich die kleine Hand bebend in meiner.
„Mutter," sagte es bang, „warum begegnet uns
keiner?"
Und da liefen wir fort vor unsren eigenen Schritten,
Aber viel schneller als wir kam's durch die Wipfel
geritten,
Knarrte, lachte und schrie, lärmte mit krachdürren
Stöcken,
Packte ins flatternde Haar, zauste an fliegenden
Röcken, —
Tausend raschelnde Füße kamen bang und entsetzt, —
Doch wir blickten nicht um, — mit uns zu Tale ge-
hetzt. —

Städte auf Erden

Hier ist nicht eine Stunde ohne den Schrei des Gebärens, —
Es keucht zusammen in ein namenloses Geschrei, —
Nicht eine ohne das Lächeln heißen Gewährens,
Und keine wandelt ohne Empfängnis vorbei.
Für jede Knospe, die springt, sinkt ein vertrocknetes Blatt,
Trinkt sich der Tod an den Seufzern der Sterbenden satt.

Tausend Kinder spielen in dröhnenden Straßen,
Wachsen und wissen nichts von deiner wahren Gestalt,
Weil ihre Eltern zuvor dich und dein Antlitz vergaßen,
Reifendes Feld, Wiesen, raunenden Wald.
Nur auf dem Friedhof, im Park liegst du verschmachtet und grau,
Drängst, ohne Schämen und krank, offene Wunden zur Schau.

Erde, und doch sind sie dein, du lebst in den steinernen Städten,
Dennoch entwachsen sie dir, wurzelnd wie Ähre und Baum.

Müssen die heimlichste Kraft dir aus der Tiefe entketten,
Atmen dein innerstes Herz flammend empor in den Raum.
Wer ihnen opfernd sich naht, wird ergriffen und wirbelnd verbraucht,
Bis auf dem ewigen Herd er wie ein Gluthauch verraucht. —

Den Schlaf zu bannen

Nachts ist das Leben in der großen Stadt
Ein wildes Tier, das sich gefangen hat,
In blinder Angst nach einem Ausweg sucht,
Die Finsternis verdammt, der Stille flucht.
Auf meinem Lager flirrt der irre Schein
Der Straßenlampe, wüste Stimmen schrein, —
Den Schlaf zu bannen, der verwundet flieht,
Bete ich heimlich ein Lied, mein Schlummerlied:

Ferne im Land steigt der Mond hinter den Wäldern
herauf,
Keine Stimme ist wach, als des Flusses verschlafener
Lauf,
Zwischen dem blühenden Korn ziehn die Straßen
schimmernd und leer, —
Über dem Land schwebt mein Herz, lautloser Vogel,
einher.

Lautloser Vogel, mein Herz, sehnsüchtig bist du ent-
sandt,
Trinke das einsame Glück, trinke die Stille im Land,
Bis du mir, trunken und schwer von den heiligen
Wundern der Nacht,
Auf deinen Schwingen des Schlafs seliges Labsal
gebracht.

Der verlorene Garten

Ach, jener ferne Garten,
Den ich nicht wieder fand!
Nun muß er auf mich warten,
Sein Sehnen streicht durchs Land.
Das pocht an meinen Schlummer
Mit fremdem Herzensschlag,
Mit einem dunklen Kummer
Bedrängt es meinen Tag.

Der Bäume hohe Zweige
Sehn alle nach mir aus,
Und all die grünen Steige
Drängen zum Tor hinaus
Und suchen mich und senden
Mir Träume, schwer und stumm, —
Ach, daß sie zu mir fänden,
Bald ist die Frist herum . . .

Das Rufen muß verwehen,
Versinken muß mein Glück,
Verzaubert untergehen,
Ich kann ja nicht zurück.
Der Tag mit seinen harten
Händen mich vorwärts stößt, . . .
Ach, mein verlorner Garten,
Daß ich dich nicht erlöst! —

Strophen an die Heimat

Ich will dich nicht mit einem Namen nennen,
Denn hundertfältig bist du mir erschienen,
Doch ewig will ich neu für dich entbrennen
Und nimmermüde soll mein Herz dir dienen.
Du Seligkeit der Gärten und der Lieder,
Der Schmerzen, die wie Frühlingsstürme kamen, . .
Das weiß ich tief: einst finde ich dich wieder
In einem Namen über alle Namen.

Mitunter habe ich dich ganz verloren
Und weiß nichts mehr vom Rauschen deiner Bäume,
Dann wandle ich die Wege aller Toren
Und bin sehr arm und habe keine Träume.
Dann laufe ich im Troß der fremden Leute
Und habe mich dem lauten Tag verschworen
Und schreie mit und kenne nur ein Heute . . .
Mitunter habe ich dich ganz verloren. —

Dann muß ich auf den stillen Abend warten,
Der abseits von der Straße mir begegnet,
Der schweigend steht im dunklen Frühlingsgarten
Und seine Tränen sanft ins Herz mir regnet.
Kein Stern, kein Wind, — die jungen Blätter tropfen,
Ich atme schwer und spüre scheu und leise
In meinem Blut die alte Sehnsucht klopfen, —
Und weiß mich tief in deinem Zauberkreise.

Wem gab sie sich, der ihr nicht ganz verfiele?
Wer ließ von ihr, den jemals sie besessen?
Die Heimat hat der stummen Boten viele,
Und fliehst du übers Meer sie zu vergessen:
Mit einem Duft vom Wind vorbeigetragen
Ach, lächelnd wird sie dich zurückgewinnen, . . .
Du stehst gebannt von deines Herzens Schlagen
Und wendest dich und willst nicht mehr entrinnen.

Erde im März

Ich hör dich schreien in den Nächten,
Du stöhnst wie ein gefangen Tier,
Dann beben wir, die wir dich knechten,
Und fühlen uns bedroht von dir.
Denn was verschüttet in uns ruhte,
Steht auf und kennet seine Zeit,
Du hast dein Teil in unsrem Blute,
Das deinen Stürmen Antwort schreit,
Das seiner wilden Mutter Stimme
Gehorcht und willig sich empört
Und überschäumend, rot im Grimme,
Was nicht von dir ist, jäh zerstört.

Versäumnis

Viel zu wenig kenne ich die Bäume,
Die vor meinem Fenster stehn und rauschen, —
Viel zu selten baun sich meine Träume
Nester, um die Winde zu belauschen,
Und des Himmels Silberwolkenspiele
Gehn vorüber, ohne mich zu trösten, —
Ganz vergessen habe ich so viele
Wunder, die mir einst das Herz erlösten.

Nachtwache

Nicht ist's der Wald, nicht ist's die See, die rauscht,
Traum hat mein Herz, hoffendes Herz, berauscht!
Nur um mich her schluchzt noch im Schlummer die
Stadt,
Weil sie zuviel Tränen, die Trostlose, hat.

Aber mein Schlaf schwindet hin und zergeht.
Hat ihn vielleicht schmachtend ein Bruder erfleht?
Der mit Gebet ihn aus der Seele mir sog
Und ihn in Qual inbrünstig an sich zog?

Nimm ihn nur hin, Bruder, ich wache gern,
Hoch ist die Nacht, klingend steht Stern bei Stern,
Tief ruh ich dann, wenn meine Seele wacht
Und wie ein Schwan schwimmt durch die blaue
Nacht. —

Frühling

Erde, durch die große Stadt
Geh ich rastlos wie verirrt,
Weil mein Herz erraten hat,
Daß es draußen Frühling wird.
Ach, den Stein, der eisig schlief,
Fühl ich mir zu Füßen beben, —
Drunten tief, — drunten tief
Atmet dein verschüttet Leben.

Heimkehr

So hat der Wald noch nie gerauscht,
Als nun, da ich gekommen bin,
Noch keiner hat ihm so gelauscht,
Und keinem gab er so sich hin.

So atmete die Erde nie
Die frühlingsfeuchten Düfte aus,
Denn keiner kam und spürte sie
Und trug sie am Gewand nach Haus.

Die Föhrenwipfel, dunkelgrün,
Märzwolken blaugrau, schwer geballt,
Der Haselsträucher keusches Blühn, —
Wem sang das so im Blute, Wald?

Du riefst nach mir, du harrtest mein,
Wie ich nach dir verging in Schmerz, —
Ich kam zu dir, bin da, bin dein:
Schlag deine Wurzeln in mein Herz!

Vorfrühling

Durch die frühe Dämmerung
Geh ich ganz in Träumen hin,
Und ich weiß es nicht, warum
Ich so still und selig bin,
Daß mein Herz ganz hold und leicht
Wie ein Veilchenstrauß sich trägt, —
Plötzlich überkommt es mich:
Horch, die erste Amsel schlägt . . .

Frühlingsregen

Die vollen Wolken fahren tief,
Der Wald zog sie verschmachtend her,
Das Kind, das nach der Mutter rief,
Hängt an den feuchten Brüsten schwer,
Bis überschauernd süß und schnell
Ein Windhauch durch die Wipfel läuft,
Aufduftend, warm und silberhell
Der Regen rauschend niederträuft.

Erlebnis des Wanderers

Stätten fand ich im Land, heilig, noch niemals bewohnt,
Wartend lagen sie da unter dem wandernden Mond,
Ewig sah sie der Mond, sah sie doch nimmer erwacht,
Bis ich heranschritt von fern, stumm durch die schimmernde Nacht.

Bis ich vom Zauber gebannt, ruhte und sprach wie im Traum:
„O, so erlöse mich, Quell, — o, so erlöse mich, Baum!“
Und dann erbebte der Baum, und der Quell pulste dunkel und voll
Als ein lebendiges Blut, das dem Herzen der Erde entquoll.

Wie man den Bruder erkennt, ward ich von ihnen erkannt,
Liebe zog Liebe herbei, eins ward mein Herz und das Land,
O, da verließ mich das Leid, o, da zerging es wie Rauch,
Bäume und Wiese und Quell rauschten und freuten sich auch.

Kindheitsgarten

Als ich dein war,
Weißt du es noch?
Als mir das Haar
Nach deinem Odem roch,
Tauig und naß
Voll deiner Tränen hing,
Als mir dein Gras
Noch bis zur Schulter ging.
Als meine Hand,
Braun und klein wie ein Tier,
Aufwarf den Sand,
Wühlte zum Herzen dir, —
Weißt du es noch? —
Rund war mein Knie,
Von deinen Rinden zerrissen . . .
Ach du, — ich weiß, — aber wie
Solltest du wissen! —

Heimat

Das ist die alte Stadt, darin
All meine Träume heimisch sind:
Durch enge Straßen treibt so leis
Ein lieber sanfter Sommerwind,
Von steilen bunten Giebeln sieht
Vergangenheit dem Leben zu,
Und vor den grauen Kirchen gehn
Die Brunnen kühl und ohne Ruh.
Aus grün verwachsnen Gärten steigt
Vogelgesang und Rosenduft,
Und Rosen blühn auch Jahr für Jahr
Dort vor dem Tor an deiner Gruft . . .

Das ist die alte Stadt, darin
All meine Träume heimisch sind,
Und immer wieder finde ich
Nach Haus wie ein verirrtes Kind,
Und immer lehne ich verzagt
Am Gartentor und warte still
Auf einen längst verschollnen Schritt,
Und ob mir niemand öffnen will.

Einem Toten

Herbstnebel sprühte um Garten und Haus,
Die Sonne mußte vergehen.
Du stießest die Tür auf und schrittest hinaus
Und hast dich nicht umgesehen.
Mein Herz schreit auf in Jammer und Leid
Und will es noch nicht fassen,
Daß du uns verließest so lang vor der Zeit, —
Und daß du uns s o verlassen!

Meiner Mutter

In meinem Herzen tief,
Tiefer als eigenes Leid,
Trag ich dein einsames Herz
Und seine Traurigkeit,
Spüre die bittere Flut
Brennend, die niemals versiegt,
Und wie das eigene Blut
Schwer durch dein Leben sich wiegt.

Eh' ich geboren ward,
Als ich am Herzen dir hing,
Eng wie die Rebe am Stock,
Als mich dein Schoß noch umfing:
Da sank dein Kummer in mich,
Da schloß der Kreislauf sich zu, —
Herz deines Herzens, ich,
Herz meines Herzens, du.

Totenmahl

Einmal noch als deine Gäste
Sitzen wir um deinen Tisch,
Schön gedeckt ist er zum Feste,
Blumen leuchten zart und frisch, —
Laßt Kristall und Silber klirren,
Weil so fremd und unbeseelt
Heute unsre Stimmen schwirren . . .
Weh, — die eine Stimme fehlt!

Nie in dieser Tafelrunde
Waren wir wie heut vereint,
Jeder birgt die gleiche Wunde,
Alle haben wir geweint.
Aber Wein und Speisen schieben
Wir mit Lächeln hin und her:
Lasset uns einander lieben,
Denn der eine Stuhl steht leer!

Wenn wir uns vom Mahl erheben, —
Ach, wir wissen's nur zu gut, —
Springt der Ring, der uns umgeben,
Bricht der Zauber, der hier ruht,
Sinken auf dem Herd die Flammen,
Der so selig Obdach bot, —
Denn wer ruft uns jetzt zusammen?
Heimat, — Heimat, du bist tot!

Auftakt

Sehnsucht steig auf! Steig auf aus meinem Herzen,
Du Rauch vom Opfer meiner jungen Tage!
Sei Lobgesang aus roter Glut der Schmerzen,
Ein Palmenbaum verzückt gen Himmel rage!
Erblühe mitten in der Wüste! Schwere
Geheimnisvoll durchsüßte Früchte bringe
Und dufte, reife, gib dich hin ins Leere! -
Sehnsucht, steig auf! Steig auf, mein Herz, und *singe*!

Als ich jung war

Als ich jung war, tanzt ich vor dem Monde
Ganz allein in meinem schmalen Zimmer,
Doch am Tag verhüllte ich mit Schweigen
Meines monderfüllten Herzens Schimmer,
Als ich jung war —

Auf den Bergen sang ich, in den Wäldern, —
Fremder, großer Vogel ohne Schwingen, —
Vor den Menschen, wo kein Echo hallte,
Vor den Menschen konnte ich nicht singen,
Als ich jung war —

Und ich hatte Träume, die mir schenkten,
Was ich heimlich stumm und herb entbehrte,
Und am Tage suchte ich den einen,
Der im Traume immer wiederkehrte —
Als ich jung war . . .

Mädchenlied

Rüttelnd am grünlichen Gitter
Ward ich silbern beregnet,
Siehe, ein Frühlingsgewitter
Hat meinen Garten gesegnet!
Der Weg ist von Blüten verhangen,
Das Tor ist mit Tropfen beschlagen, —
Gebe dir Gott ein Verlangen
Nach meinen seligen Tagen!

Weißt du die Pfade zu finden?
Gib deine Ziele verloren!
Abseits in klingenden Gründen,
Fern deinen steinernen Toren,
Abseits in klingenden Nächten
Stehn meine schimmernden Bäume,
Blühende Kronen flechten
Dir und mir meine Träume.

Komm, eh die Lieder verhallen,
Komm meiner Sehnsucht entgegen,
Ehe die Tage mir fallen,
Blüten, in schauerndem Regen;
Daß du kühlst meine Wangen
Stillst meines Herzens Schlagen,
Gebe dir Gott ein Verlangen
Nach meinen seligen Tagen!

ꟷ

Sehnsucht

Sinkt der Abend, schwingt mein Herz,
Klingt wie eine müde Glocke,
Wandert sein Getöne weit,
Ob es einen Träumer locke,
Dringt durch hundert stumme Tore,
Liegt, ein Summen, dir im Ohre
Und verweht in dunkler Nacht.

Deinem Garten bin ich fern,
Und die Rosen blühen drinnen, —
Sinkt der Abend, weht im Duft
Nicht mein Sehnen durch dein Sinnen?
Glücklos mühn sich meine Hände,
Denn mein Herz hat ohne Ende,
Ohne Ende dein gedacht.

Sinkt der Abend, treibt kein Wind
Sacht dein Schiff in meinen Hafen?
Leere Wellen deckt die Nacht,
Müde geht mein Hoffen schlafen.
Wollte doch ein Traum dir sagen,
Was mein Herz um dich getragen,
Ach, wie lang ich nicht gelacht.

ꕤ

Suchende Seele

Die Nelken und die Rosen im dunklen Sommergrün
Mögen in diesen Tagen verwelken und verblühn!
Wie tief doch meine Seele am Tage schlummern kann,
Kaum, daß ich weiß am Abend, wie mir die Zeit
verrann!

Aber in stillen Nächten steht sie wie träumend auf,
Wandert über die Berge, entlang des Stromes Lauf,
Sucht dich in allen Gärten, wo rote Rosen stehn,
Und wo im warmen Winde Lieder und Düfte wehn.

Trostlos in großem Sehnen irrt sie durch dunkles
Land,
Bis weckend mich der Morgen berührt mit kühler
Hand,
Mit Rauschen und mit Klingen vorüber wallt der
Tag, —
Meine wandermüde Seele hört keinen Stunden-
schlag.

Verloren

Kommst du die stillen Wege
Nun nimmermehr zurück?
Ziehst du auf ferner Straße
Und wanderst nach dem Glück?

Weiß nicht, woher du gekommen,
Wohin du gegangen bist,
Wo auf der grünen Erde
Dir Herd und Heimat ist.

Weiß nirgends dich zu finden,
Soweit die Sonne scheint, —
Doch hat aus dunklem Schlummer
Mein Herz nach dir geweint.

Nun spielt mein großes Sehnen
Mit klarem Sonnenlicht,
Daraus es deinen Tagen
Schimmernde Kronen flicht

Wie weiße Sommerwolken
Über die Lande gehn,
Sollen meine Gedanken
Leuchtend über dir stehn.

Und hält in hellen Nächten
Dich selig Klingen wach, —
Das sind meine schönsten Träume,
Die ziehen dir singend nach.

Trennung

Am Mittag bleib ich tief betroffen stehn,
Ein dunkler Harfenton in meinen Ohren, —
Was hab ich hier im fremden Land verloren? —
Ich habe dich so lange nicht gesehn . . .

Der Abend wird durch die Gemächer gehn
Und Trunkene aus müden Träumern machen, —
Kein Lied erfreut mich, und ich kann nicht lachen, —
Ich habe dich so lange nicht gesehn . . .

Dann kommt die Nacht und kann es nicht verstehn,
Daß ich allein bin, und die Sterne flammen
Auch über dir, und wir sind nicht zusammen, —
Ich habe dich so lange nicht gesehn . . .

Die Worte

Ach, sprenge doch die Pforten,
Die Pforten, die dich trennen
Von jenen süßen Worten,
Die mir im Herzen brennen,
So schwer wie Feuertropfen,
So weich, wie junge Blüten, —
Sie drängen und sie klopfen,
Wie soll ich sie behüten!

Sie wollen überfließen,
Ihr schwach Gefäß zerbrechen, —
Ach, komm, zu deinen Füßen
Laß stammelnd sie mich sprechen,
Ach, löse diese Qualen,
Dies heiße, dunkle Schweigen,
Ich muß die schweren Schalen
Erzitternd niederneigen . . .

Dann müssen sie versprühen
Vor diesen tauben Ohren,
Sie welken und verglühen,
Sie gehn im Wind verloren,
Sie wehn dahin im Staube,
So tief muß ich verarmen,
Dem Spott der Welt zum Raube —
Und du hast kein Erbarmen.

Geheimnis der Liebe

Liebster, weißt du, warum
Sich dies Jahr dir so köstlich gestaltet?
Sieh, meine Liebe hat
Über dir heimlich gewaltet:

Jedes fruchtbare Glück,
Das die günstige Stunde mir schenkte,
Sandt ich zu dir, daß es sanft
Sich in die Seele dir senkte.

Jeden Schmerz, der das Herz
Dir gewitternd bedrohte,
Zog ich an mich, daß in mir
Lautlos der heiße verlohte . . .

Siehe, es ist sehr süß,
Alles für dich zu entbehren,
Und sich für dich in der Glut
Doppelter Qual zu verzehren.

Einsamer Abend

Das müde Gewitter vergrollte,
Nun reden die Wasser im Tal,
Die blütenerhellten Kastanien
Durchleuchten die Dämmerung fahl.

Über den schwarzen Wäldern
Verlodert der Abendstern, —
Mein Herz erkennt zitternd die Stunde
Und wartet, — und weiß dich doch fern.

ꝏ

Traurige Fahrt

O, klagend ist der Winde Schrei,
Die mir entgegenwehn, —
Heut ist der dritte Tag vorbei,
Daß ich dich nicht gesehn . . .

Die Nacht hebt stumm ihr Angesicht
Von fremder Berge Hang,
Und diese Wälder wissen nicht,
Wie hold dein Name klang.

Daß Heimat ewig mir entweicht,
Fühl ich bei jedem Schritt,
Weil deine Hand so kühl und leicht
Aus meinen Händen glitt. —

Das Mädchen denkt an den Tod

Im Abendrot, — wenn ich einst tot sein werde, —
Da kommt mein Liebster stumm zu meinem Grabe,
Er kniet und weint und küßt die kalte Erde,
Die ich mit meinem Blut gesättigt habe,
Er raunt und spricht: „Du meine Ringelblume,
Du Sonnenherz, und durftest du verderben,
So nehm der Tod auch mich zum Eigentume,
So will ich mit der Abendröte sterben . . .“

Indessen wieg ich mich, in Licht zerflossen,
Im Birkenbäumchen über seinem Haupte,
Indessen jauchzt ins Amsellied ergossen
Mein Herz befreit, das er verschüttet glaubte.
„O komm doch!“ sing ich sehnend zu ihm nieder,
„Zwei Funken wir, von einem Herd gesprungen,
Wir ruhen nicht, bis wir uns leuchtend wieder
In einer Glut der Ewigkeit durchdrungen.“

In Sehnsucht

Du weißt, es wartet eine auf dich, nun findest du
keine Ruh,
In deinen Träumen raunt es und weint, und du
hörst erschrocken zu,
Du streichst verstört wie ein rastloser Geist durch dein
kaltes, einsames Haus,
Und reckst deine Arme verzweifelt und heiß in die
seufzende Dunkelheit aus.

Doch es ist eine Stunde, wer weiß wie weit, viel-
leicht hinter Grab und Tod,
Eine Stunde, die jauchzt wie Sternengesang und
lodert wie Morgenrot,
Sie ist deiner Wege Ende und Ziel, wie fern du
auch wanderst und irrst, —
Und Gott weiß die Stunde heute schon, in der du
mein eigen wirst.

Ruhe in dir

Mein Haupt auf deine Brust geneigt,
So laß mich liegen, laß mich lauschen,
Und wenn dein Mund nun lächelnd schweigt,
Hör ich es tief und dunkel rauschen,
Und wie dein Herz das süße Blut
Läßt unablässig klingend quellen,
Wird mir, als wiege starke Flut
Mich sicher auf den breiten Wellen.

Erfüllung

In den Nächten meiner Jugend
Hielt dein Lied das Herz mir wach,
Und durch ungezählte Tage
Ging ich deiner Stimme nach,
Sehnsucht trug mich durch die Wüste,
Und die Zeit ward endlich voll,
Daß dein Wort mir quellensüße,
Nah und heimatlich erscholl.

Und nun lieg ich glückbefangen,
Weil ich nicht mehr suchen muß,
Ruh ich doch in deiner Liebe,
Und mein Mund kennt deinen Kuß.
Warum ließ nur deine Stimme
Einst mich wild und traurig sein?
Singen jetzt doch deine Lieder
Nacht für Nacht das Herz mir ein.

Mitunter in der tiefen Nacht

Mitunter in der tiefen Nacht
Vergißt mein Herz im Traum sein Glück,
Und bang und einsam wandre ich
In eine böse Zeit zurück.
Ich weiß, daß ich vertrieben ward,
Ein Bettler, von des Lebens Tor,
Und weiß, daß ich den Weg zum Licht
Durch eine dunkle Schuld verlor.

Ach, seufzend fahr ich dann empor
Und bin von stummen Tränen naß,
Und dankbar staunend fühl ich neu,
Was ich in Angst und Qual vergaß.
Und kann doch noch nicht fröhlich sein,
Eh' meine Hand mein Kind nicht fand,
Eh' ich den Pulsschlag voll und warm
Gefühlt an seiner kleinen Hand.

Die Frau

Ich habe wohl jahrein, jahraus
Stumm meiner Sehnsucht nachgehangen,
In meiner dunklen Träume Haus
Lag ich verwunschen und gefangen.
Der Frühling tropfte um das Dach,
Da schlich ich heimlich und mit Zagen
Hinaus und lief den Wünschen nach,
Wie Kinder bunte Falter jagen.

Die Welt schien leuchtend mir ins Herz,
Die Ströme brausten mir entgegen,
In Seligkeit und süßem Schmerz
Empfing ich meiner Jugend Segen.
Die hundert Straßen weit im Land
Erklangen unter meinem Fuße,
Und was ich an den Straßen fand,
Das sang und blühte mir zum Gruße. —

Nun hör ich in der stillen Nacht
Des Lebens Flut von ferne rauschen,
Mein Herz ist jäh vom Schlaf erwacht
Und will erschreckt und dürstend lauschen,
Allein ein Atem weht und weht
Wie Sommerwind so süß und linde,
Daß alle Sehnsucht schlafen geht, . . .
Ich bin daheim bei meinem Kinde.

Die Mutter sinnt bei der Wiege

1

O tiefes Wunder, daß in dir
Mein Leben Kraft geworden ist,
Daß du so ganz Erfüllung mir
Und Antwort meinem Wesen bist, —
Daß mein verschwiegnes frühstes Leid
Stumm weiterklagt in deinem Blut,
Vergeßne Freude fernster Zeit
Als Glanz in deiner Seele ruht!
Daß heiß dein Herz in meinem schlug,
Daß dein Geschick in meinem schlief,
So lange, eh mein Schoß dich trug,
Und eh ich dich bei Namen rief . . .

2

Ich bin dir nie so nah als nachts,
Wenn rings um uns das Dunkel schweigt,
Geheimnisvoll lebendig nur
Dein Atem fällt, dein Atem steigt.
Ich denke jener holden Zeit,
Da du in mir versenkt geruht,
Da unser Atem einer war,
Bewegt von eines Lebens Flut,

Ich denke einer fernen Zeit,
Wenn uns die stumme Nacht umgibt:
Einst ruhn wir wieder ganz vereint
Mit allem, was wir je geliebt.

Mutter und Kind

„Weil du so gut bist," sprach ihr Kind. —
Da senkte sie erschreckt ihr Haupt,
Ihr Auge ward von Tränen blind,
Sie sann: Wie ist mein Kleid bestaubt!
Ist denn mein Mund, dem es so oft
An Liebe und an Mut gebricht,
Wert, daß er deine Lippen küßt
Und deinen süßen Namen spricht?
Ist denn mein Herz, das, ach, so oft
Sich selbst im Spiel der Welt verlor,
Noch wert, daß Gottes heilige Hand
Es dir zur Heimat auserkor?
Sie sann, sie legte Schuld auf Schuld,
Sie neigte sich wie Gras im Wind, —
Sie murmelte: „Ich bin nicht gut . . ." —
„Du bist die Mutter," sprach das Kind.

Feuer

Wehe! Ich habe das Feuer in mir,
Das an euch von außen nur leckt!
Daran ihr euch wärmt, mit dem ihr nur spielt
Vor dem euer Herz sich versteckt.

Wehe! Mir schoß es im Herzen auf
Aus Funken und Sternensaat,
Das löschte kein Blut, und mein Herz hub an
Und läutete Sturm und Verrat.

Und läutete schön und lauschte sich selbst,
Vergeht in singender Glut,
Wehe! singt es, ich brenne sehr,
Aber singen, — singen ist gut!

Eintönige Weise

Wer einsam durch die Dunkelheit geht,
Er singt, um sein Herz nicht zu hören.
Sein Lied ist ein Schrei, sein Lied ist Gebet,
Die Sonne herauf zu beschwören.
Er sucht keinen Kranz, er singt in den Wind,
Er will euer Ohr nicht betören.
O, einsamer Sänger, verlassenes Kind,
Er singt, um sein Herz nicht zu hören!

Der Dichter

Warum mußt du mich verdammen
Und was schlägst du mich so schwer!
Träume und Gesichte flammen
Unablässig um mich her.
Sprich, für welche dunklen Fehle
Bin ich Tag und Nacht gequält,
Warum hast du *meine* Seele
Unter Tausenden erwählt?

Wenn ich früher, hingesunken,
Von mir warf des Tages Last,
War ich bald im Schlaf ertrunken,
Selten kam ein Traum zu Gast.
Heute tanz ich ungezügelt
Über wilder Meere Schaum,
Wiege mich, vom Sturm beflügelt,
Einsam im gestirnten Raum.

In die Städte sink ich nieder
Ungesehen, nebelgleich,
Allerbarmer, mach mich wieder
Meinen blinden Brüdern gleich!
Hast du mich mit Licht geschlagen
Wie es Göttern nur geschieht,
Gib mir auch die Kraft, zu tragen
Was *dein* Auge ruhvoll sieht.

Sprache der gebundnen Dinge
Hast du tief in mich gebannt,
Und, wenn ich ihr Lied nicht singe,
Wird mein Herz davon verbrannt.
Denn befreit im Lied zu rauschen
Ist der stummen Schöpfung Drang,
Immer seufzt es in mein Lauschen:
Komm, erlöse mich zum Klang.

Die jungen Lieder

Die jungen Lieder sind uns fern,
Ach, unserm Herzen fern, —
Sie rauschten wie der Sehnsuchtswind
Von einem fremden Stern,
Sie waren selig quellenkühl,
Wie früher Tau versprüht,
Und dufteten vom Rosenstock,
Der irgendwo noch blüht . . .

So junge Lieder singen wir,
Ach, singen wir nicht mehr,
Wir tanzten einst beim eignen Sang
Doch unser Schritt ward schwer,
Wir suchen den beschwingten Takt,
Der jene Weisen trägt,
Und fühlen bitter, wie das Herz
Zu langsam dafür schlägt.

Fremdes Lied

Kleinod in meinem Herzen, fremdes Lied, —
Sie sagen lächelnd deine Worte, keiner sieht,
Daß Wort an Wort
Wie ein Rubinenkelchglas sprüht und glüht.

Ich sage deine Worte niemals laut,
Ich habe dir, von keinem je geschaut,
Ein Heiligtum
In einer reinen Einsamkeit erbaut.

Ich bin's, die dich mit Schmerzen ganz errang,
Die abends, wenn der Tag vom Herzen sank,
Selig und stumm
Lebend'ge Flut aus deinen Worten trank.

Das eigne Lied

Ich bin das nicht, die singt und selig tut, —
Ich höre meine Stimme hoch im Blauen
Wie einen unsichtbaren Vogel singen,
Und muß dem eignen Ohr verwundert trauen.
Ich laß mich von dem fernen Lied bezwingen
Und fühle Rausch und Taumel süß im Blut
Und leide Angst, die Stimme dort zu stören —
Ich bin das nicht, die singt und selig tut,
Doch selig bin ich, bebend zuzuhören.

1914

Deutschland starrt im Waffenglanze,
Deutschland grollt im Ungewitter,
Brot wird hart und Liebe bitter,
Tränen keltern wir statt Wein.
Trommeln laden ein zum Tanze,
Und der Tod, der dürre Ritter,
Führt den Reih'n. —

Über Deutschland in den Nächten
Hör ich schwarze Vögel hastend,
Seh ich einen Schatten rastend,
Der die blanke Wage hält.
Deutschlands Recht liegt in der rechten
In der andern Schale lastend
Liegt die Welt

Gott ersteht im Eisentanze,
Gott ersteht im schweren Wetter.
Eiche, laß dem Sturm die Blätter,
Opfre, Deutschland, wie er will!
Deinem Rächer, deinem Retter,
Der dich glüht zu neuem Glanze
Halt ihm still!

O, Deutschland, o Mutter!

Wir sangen die Schlachten vergang'ner Geschlechter, —
Was wußten wir selber von blutrotem Sieg? —
Wir saßen beisammen, der Herdflammen Wächter,
Und hörten die Alten erzählen vom Krieg.
O, Deutschland, o Mutter, die Milde uns lehrte,
Du hebst die Drommete, nun rufst du zum Schwerte
Den Knaben, der niemals ein Streitroß bestieg.

Wir lassen die Herde, wir lassen die Ernte,
Wir sehn nicht zurück in geliebtes Gesicht.
Nichts gilt mehr, was dir uns vom Herzen entfernte,
Wir spürten so nah deinen Atem noch nicht.
O, Deutschland, o Mutter, du willst, daß uns alle
Von Herzen zu Herzen *ein* Blutstrom durchwalle,
Du weißt, daß der brausende Berge zerbricht.

Deutsche Jugend

Wir wußten nicht, wozu wir blühten,
Und Jugend schien uns Fluch und Last,
Ein Fest, an dem wir nicht erglühten,
Man trank, — man ging —, ein satter Gast.

Und unser Blut schlich dick und träge,
Wir hatten allzu blanke Wehr,
Wir hatten allzu glatte Wege,
Wir hatten keine Lieder mehr.

Drum jauchzen wir in diesen Tagen,
Drum sind wir trunken ohne Wein,
Drum dröhnt's uns aus der Trommeln Schlagen:
O heilig Glück, heut jung zu sein!

Marschlied

Wir sind doch noch zu jung, Kamerad,
Daß Gott uns sterben ließ!
Und haben Moskau nicht gesehn
Und nicht die Stadt Paris.

Und nicht das stolze Engelland
Jenseits der grauen See, —
Wenn uns der Herrgott sterben ließ,
Er tät sich selber weh!

„Er gibt uns Moskau und Paris
Und England, das ist wahr.
Wir geben uns ja selbst dafür
Und unsre achtzehn Jahr.

Marschieren wir, marschieren wir,
Kamerad Soldat, Soldat!
Für Deutschland ist kein junges Blut,
Kein Herzblut nicht zu schad."

Trost

Es ist mit Tanz und Spielen
Für diese Zeit getan,
Weil soviel Brüder fielen
Vor Lüttich auf dem Plan.

Mit schimmernd weißen Kränzen
Ging mancher Lenz vorbei,
Ringsum an Deutschlands Grenzen
Blüht heut ein andrer Mai.

Blüht rot wie Himmelsfeuer,
Blüht rot wie Opferglut,
Blüht rot und heiß und teuer
Aus junger Herzen Blut.

Wer will dich trostlos wähnen?
Deutschland, du lächelst noch
Verklärt durch tausend Tränen:
Ein Frühling ist es doch!

Inhalt

Curt Hamelsche Druckerei und Verlagsanstalt
Charlottenburg, Spreestraße 43-44.

